

# Lagebesprechung.

Junge deutsche Lyrik, hg. von Kurt Drawert

Man muss sich nicht immer wieder darüber aufregen, dass gerade in der Rede über Lyriker die Bedeutung des Adjektivs *jung* enorm ausgeweitet, ja verkaufsträchtig missbraucht wird. Man darf aber. Da werden arrivierte Literaten wie Brigitte Oleschinski (\*1955), Joachim Sartorius (\*1946) oder Michael Krüger (\*1943) plötzlich noch in ihrer — zumindest dichterischen — Entwicklung begriffen, quasi zu begabten Anfängern. Immer wieder, in jeder neuen Auswahlpublikation. Der Mensch entwickelt sich weiter. Aber es scheint doch ein bisschen übertrieben zu behaupten, Leute, die längst einen eigenen Stil etabliert oder diesen bereits vor Jahren wieder verloren haben, als Nachwuchstalente zu kategorisieren. Neben den Erwähnten sind Peter Waterhouse, Robert Schindel, Thomas Rosenlöcher, Uwe Kolbe, Kling und Falkner doch seit langem angeschaut und eingestuft, auch, wenn man in Westdeutschland etwa immernoch einen gewissen Nachholbedarf hat, was das Bewusstsein über DDR-Lyriker und DDR-Literatur im Allgemeinen angeht.

**Kurt Drawert (Hg.):** Lagebesprechung. Junge deutsche Lyrik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001. 150 Seiten. ISBN: 3-518-39797-4. 8,- Euro.

“Dass es keinen schreibenden Einzelnen und keine schreibende Generation aus dem Vakuum heraus gibt”, versteht sich von selbst. Dennoch muss beileibe nicht hinter jedem Eleven ein adoranter “Schatten des Wortes” die Hand führen oder als ausschliessliche Nährmutter, Urkraft des vom Debutanten Geschaffenen zur Stelle sein. *Junge deutsche Lyriker* sind durchaus in der Lage, aus bereits Gesprochenem eigene Wortkraft zu destillieren, selbst wenn zB Thomas Steinfeld in einem langen Aufsatz in der *Süddeutschen Zeitung* deren “Unfähigkeit zum Vatermord” beklagt und Dichtern wie Kling und Beyer vielleicht bescheinigt, eine neue Sprache gefunden zu haben, damit jedoch nur aufzuzeichnen, zu dokumentieren, ohne jede Schlussfolgerung. Aber Drawert spricht ja über den Stil der von ihm Ausgewählten und versucht erst garnicht, eine thematische Anthologie zu formulieren. Jung, deutsch, lyrisch. Wo bleiben denn die Herren Czernin, Papenfuss, Frau Draesner, die ja tatsächlich ebenfalls einen höchst eigenen, eigenwilligen Stil entwickelt, allerdings auch schon ein paar Jährchen auf dem Buckel haben?

Gegen den Prospekt “*neue* deutsche Lyrik” im Untertitel hätte man weniger und vielleicht einzig einzuwenden, nicht alle aufgeführten Autoren seien Deutsche, sondern manche auch Österreicher, Schweizer, Franzosen usw. Mehr noch, nicht einmal alle Dichter leben in Deutschland, nicht einmal alle Beteiligten im deutschsprachigen Raum. Aber gut, “kulturelle Identitäten [lassen sich] nicht nur geographisch ableiten”.

Ich werde mich nicht weiter über den schlecht gewählten Titel und die unentschlossene, weil unthematische Zusammenstellung der Autoren auslassen (Drawert bemerkt treffend, dass man es mit einer Anthologie ja niemals jedem recht machen kann) — sondern stattdessen auf die “Wiederentdeckungen” des Herausgebers verzichten und mir bloss die nach 1965 geborenen Dichter/innen ansehen, das sind immerhin fünf von insgesamt 31! Diese fünf zumindest befinden sich innerhalb der Grenze, die der Literaturbetrieb gemeinhin als Höchstalter für fördernde Auszeichnungen und Stipendien vorgibt: Mit etwa 35 Jahren muss man als Literat voll entwickelt sein und auf eigenen Versen stehen.

Durs Grünbein und Raoul Schrott sind etabliert. Die 29jährige Silke Scheuermann hat mit *Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen* gerade ihren ersten Gedichtband vorgelegt. Wie Drawert im Vorwort erklärt, wagt sie “etwas kaum mehr für möglich Gehaltenes: unvermittelt von einem ‚Ich‘ zu einem ‚Du‘ zu sprechen”, wo hingegen Lutz Seiler etwa (in *latrine* oder *pech & blende*) bei einem allgemeinen Wir-Gefühl bleibt. Die Poesie war lange Zeit belegt mit ges(ch)ichtslosen Sprechweisen, Kling’schen *Mundräumen*, *Fachsprachen* wie sie Ulf Stolterfoht hier ironisiert, und deren Ablegern. “Ich erlernte das Sprechen ohne Mythen, Mundraum/ der Wellen, lauschte einem langen Nachhall”, einem hohlen Echo, “und hatte// keine Antwort,” dichtet Christian Lehnert, und Armin Senger stimmt in seiner dem Lyrikdebut *Großes Erwachen* entnommener *Ekloge: Borkum* mit ein: “Mundart verstehen. Als Souvenir ist die Inselmischung/ ungeeignet. Im Leben sind Reime ebenso fehl am Platz/ wie in jedem Derivat des deutschen Sprachschatzes.” Tatsächlich steht Silke Scheuermann nicht allein da mit der Neuentdeckung eines Gegenübers. Neben einigen anderen hat Björn Kuhligk (\*1975) in seinem Band

*Am Ende kommen Touristen* es stellvertretend für seine Generation wieder gewagt, ein fremdvertrautes "Du" zu sagen. Und ist es unvorsichtig zu behaupten, die beiden Geliebten, Ich und Du, begegnen sich nicht mehr, wie in den 1980er und 90er Jahren noch, im lebensfeindlichen Groszstadtmoloch, sondern neuerdings verstärkt an der Küste, an einem die Nerven beruhigenden, Kommunikation zulassenden Ufer? Touristen, Möwen, Hiddensee im Rücken. Kuhligns Debut hiess *Es gibt hier keine Küstenstraßen*, und ein junges Talent der *eekhorntje press* dichtete gleichsam mit Silke Scheuermann, die "möwen wissen eh kaum/ dass es ein gestern gab/ und alle suchen".

Mit der Umbesetzung der Sprechhaltung verändern sich auch die literarischen Motive und umgekehrt. Raphael Urweider versucht daher für die *Lagebesprechung*, mit drei Texten seines ersten Gedichtbands *Lichter in Menlo Park* die Koordinaten einer neuen sprechenden Generation festzulegen: "heiß startet der nachmittag durch geschlossene scheiben [...] die luft zum verzweifeln" — die Situation ist ernst und das Lachen darüber verspannt. Urweider provoziert mit seinen viel zu langen Zeilen einen Lesestau, evoziert Spannung selbst oder gerade in einer schematisierten Welt. Es bleibt nicht bei der nüchternen Atlas-Betrachtung, da schlägt "ein puls der/ sich zusammenzieht und wieder gehen lässt im süden", da finden sich plötzlich "spuren in folianten westlich/ / ausstoß und papiere in fluten/ [...] in gebäudeabschnitten ost". Da hat etwas überlebt, da ist Leben in der Reagenz einer postmodernen Selbstreferenzialität. Da ist Hoffnung. *Erkennen Sie die Melodie von Nacht* heisst Scheuermanns Poem, das sich an die unvoreingenommene Neugier von Kindern erinnert, die trotz geregelten Lebens, trotz aller Rhythmisierung durch Märsche, Rituale, Lieder ("die roten Stunden mit wunden/ Kehlchen loben") nicht vergessen können, dass es noch andere Kinder gibt in einem zweiten Deutschland, aber die sich von ihrer Neugier abbringen lassen ("ab hier/ gibt's nur russischen Zweittext"). Das Gedicht folgt keiner bestimmten Form, wirkt zunächst eher als das, was Erinnerungen ja sind, nämlich ein zufälliges Sammel-surium, ist letztendlich jedoch raffiniert verwoben und dezent gereimt. Erst das mehrmalige Lesen oder die direkte, augenfällige Verknüpfung der Vokabeln "geduldig und schuldig" machen stutzig: Wer zu lange

wartet, betrügt sich selbst um die (volle) Wahrheit.

"Es folgt unser gewöhnliches Schweigen", heisst es an anderer Stelle, denn das Ich und das Du brauchen immernoch einen Konverter, um miteinander sprechen zu können. Sie finden ihn bei Scheuermann in der rauhen, unbarmherzigen, aber in Kommunikationsangelegenheiten stets zuverlässigen Natur, denn "die Wellen führen durch Schaumränder/ nach früher/ und in/ die Zeit". Das implantierte Misstrauen gegenüber der Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft schwingt mit.

Das Vergangene, Historische zumindest scheint auch dem 1966 geborenen Dirk von Petersdorff klar. Entlang einfach bereimter Revolutionen und Katastrophen stellt er in Heine'schem Tonfall fest, "das ist ein altes Lied,/ der Mensch hat sich verschätzt" und "kennst du es noch, das alte Lied —/ ein kaltes Schwinden ist die Welt". So simpel kann sich die neue, junge Lyrik geben; Autoren wie Marcel Beyer haben die "historischen Denkbilder", wie Michael Braun dessen Gedichte nannte, vorgemacht. Beyers poetische Dokumentationen sind hinlänglich gewürdigt worden, in der *Lagebesprechung* finden sich *Junge Hunde* oder *Falsches Futter* als Beispiele politischer Erotik. "Ereignisse werden Wörter" und "der Blutdruck der Wolkenkratzer/ wird nicht fallen", scheint Armin Senser das day-after-Gefühl nach dem Erschlaffen der World-Trade-Phalli bereits 1999 vorweggenommen zu haben und bezog sich *zum Gedenken an Joseph Brodsky* doch nur auf das immer Wiederkehrende Gezeugtwerden und Zeugen, den "puls der/ sich zusammenzieht und wieder gehen lässt".

Es ist sein floskelhafter Ton (und der einiger Kollegen wie Petersdorff), der manches andere Gedicht überdauern wird, denn Sencers Lyrik ist ein Zettelchen am Handlauf der Brooklyn Bridge: "Von kleintlichen Dimensionen/ abgesehen, bekommt der/ Himmel ein neues Gesicht, geformt/ vom Meißel der Poesie." Und hierzu, wie gesagt, bedarf es nicht immer wieder der alten Meister. Drawert hat mit der *Lagebesprechung* eine hübsche Gelegenheit verschenkt, neue lyrische Tendenzen in einen deutlich hervortretenden inneren Zusammenhang zu stellen.

CRAUSS.